

VOM STAPEL

## Jetzt auch im Himmel

Cordula Stratmann erzählt vom  
Leben nach dem Tod

Weihnachten war ein Reinfall. Der Baum hässlich, die Gans verbrannt, die Stimmung giftig, in der Kirche gab es nur noch Stehplätze. Von den Geschenken gar nicht zu reden. Alle sind frustriert. Bis auf den, der die Sache mit schnoddrigem Humor sieht: Wieso Reinfall? Opa hat's überlebt, obwohl es zwischendrin wirklich schlecht für ihn aussah.

Schnoddrigkeit ist die Philosophie des Achselzuckens, und sie ist absturzgefährdet. Der Grat, der sie von der Geschmacklosigkeit trennt, ist schmal, an ihm erweist sich das Können eines Komödianten. Witze können viele machen, gute Witze über Opas Verfassung nur wenige.

Wenn Oliver Pocher schnoddrig kriecht man unter den Tisch vor Fremdscham, bei Hase Kerkeling ist man in sicheren Händen. Unter den deutschen Komödiantinnen ist Cordula Stratmann die Schnodderqueen.

Cordula Stratmann wurde 1963 in Düsseldorf geboren, sie studierte Sozialarbeit und betätigte sich in diesem Beruf bis 1996, kennt vom Leben also ein bisschen mehr als das, was innerhalb von Fernsehstudios zu erfahren ist. Mit Comedy begann Cordula Stratmann 1990, sie hat eine beachtliche Karriere gemacht, eine Reihe von Preisen erhalten, dass sie irgendwann Bücher schreiben und auf der Bestsellerliste aufschlagen würde, war zu erwarten. Ein Drittel der Bestsellerlistenautoren stammt ja inzwischen aus dem Fernsehen und verlängert den dort erworbenen Bekanntheitsgrad zum Erfolg in der Gutenberg-Galaxis.

**Cordula Stratmann:**  
Sie da oben,  
er da unten  
Kiepenheuer &  
Witsch, Köln  
2010; 204 S.,  
13,95 €

## Deine Lakaien

Vom Servant zum Server: Markus Krajewskis Mediengeschichte »Der Diener« fragt  
höflich nach, wer eigentlich wen beherrscht VON JUTTA PERSON

**E**in Diener ist ein Herr ist ein Diener ist ein Herr. Manchmal zumindest. Das liegt nicht bloß daran, dass fast jeder Befehlsempfänger noch jemanden unter sich hat, bei dem er selbst zum Chef wird. Nein, die Sache ist viel komplizierter, denn der Herr, der mit bräsig-imperialer Geste die Zügel fallen lässt, gibt einen Teil seiner Macht an den Diener ab. Herr im Haus ist umso mehr der formbewusste Diener, der vorherrscht, was das Dummmchen am oberen Ende der Befehlskette von ihm will. »Ask Jeeves« hieß eine der ersten Suchmaschinen im Netz, benannt nach dem allwissenden Assistenten, der bei P. G. Wodehouse den tapsgen Bertie Wooster bedient. Die Nähe von Servant und Server, von klassischem Diener und digitaler Dienstleistungsmaschine, sei keineswegs zufällig, schreibt Markus Krajewski in seiner 700-seitigen, im besten, höflichen Sinne des Wortes raffinierten Mediengeschichte des Dieners.

Einen Vorsprung vor seinem Herrn hat der wendige Diener, weil er ein Medium ist, ein »amphibisches Wesen«, das wechseltwisch zwischen oben und unten vermittelt und auch ansonsten allerlei Kommunikationsaufgaben erledigt. Der Dienstbote, der die Botschaft so lange am Körper mit sich herumtrug, bis sie ihm elektrisch und elektronisch aus der Hand genommen wurde – er ist der Held dieser Mediengeschichte. Das philosophische Fundament liefert Hegels Herr-und-Knecht-Passage: Der Knecht wird zum Mächtigen, weil er sich von seinem trägen Herrn befreien kann. Aber was ist eigentlich ein Diener, im Unterschied zum Knecht? Seine Pflicht besteht darin, »der Herrschaft aufzuwarten«; zurecht beherrscht er die Kunst, gleichzeitig sichtbar und unsichtbar zu sein.

An sieben Fallbeispielen führt Krajewski, Medienwissenschaftler und Juniorprofessor an der Universität Weimar, den Diener als Medium par excellence vor: Vom frühneuzeitlichen Untergebenen, der die Korridore der Schlösser entlanghetzt, verwandelt er sich in ein bürgerliches Subjekt mit verbrieften Rechten, um im 19. Jahrhundert in seiner menschlichen Form wieder zu verschwinden. Mit der Industrialisierung bricht die Ära der stummen Diener, Küchengeräte und Self-Service-Elemente an. Die Dinge übernehmen den Service – und zwar so gründlich, dass im digitalen Zeitalter niemand mehr ohne ein Client-Server-Verhältnis auskommt.

**V**on Anfang an ist diese Habilitationsschrift an den vermeintlichen Nebenschauplätzen interessiert: Die barocke Herrschaftsarchitektur etwa mit ihrer protzigen Schauseite, bedient Krajewski, muss um eine »Dienstbarkeitsarchitektur« voller Geheimgänge, Tapetentüren und Personaltruppen ergänzt werden. In diesen Zwischenzonen zeigt sich nicht nur, dass die Lakaien regeln, wer oder was zur Macht vordringen darf, sondern dass sie selbst oft den kürzesten Draht zum Herrscher haben. Die Verhältnisse sind nicht, was sie scheinen, denn »die Indirekten«, so heißt es in Anlehnung an Carl Schmitt, »sind demnach die Direkten, weil sie exklusiv über den unmittelbaren Zugang zur Macht verfügen«.

Das dann folgende Defilee der Diener ist ebenso üppig wie bestechend. In Lessings bürgerlichem Trauerspiel *Miss Sara Sampson* kann man einen Boten entdecken, der »die grundlegende Funktion eines Mail-Servers vorführt«.

Und Goethes Umgang mit seinen Dienern, die alle Carl gerufen werden – außer demjenigen, der tatsächlich Carl heißt –, deutet Krajewski als Zeichen einer schwierigen Subjektwerdung, gerade dort, wo sich die Herrschaften liberal geben.

Gleichzeitig wird der Diener um 1800 aber auch »zum Kontingenzsehsens-erzogen, denn dadurch, dass er als Mittler ständig zwischen zwei Sphären hin- und herschaltet, weiß er, dass alles auch anders sein könnte«.

Eins der spannendsten Kapitel ist der modernen Wissenschaft gewidmet, die zwei Spezial-Medien heranzüchtet: Dämonen und Labordienen. Während die Dämonen, allen voran der Maxwellische, in den Forscherbüchern die Erkenntnis anstacheln, gelten die Labordienen als bloße Handlanger und Zuarbeiter. Gemeinsam ist beiden, dass sie »als Steigbügel der Erkenntnis« erhalten müssen – genauso wie auch der Steigbügel selbst ein verbindlicher Diener ist, denn vor seiner Erfindung stieg der Herr einfach über den Rücken des Dieners aufs Pferd. Krajewski wiederum nutzt den Steigbügel zu einer Eloge der Metapher: Ohne Sprache kein Denken, weder bei den Naturwissenschaftlern noch bei den Programmierern der Gegenwart.

Heute geben Client und Server die Sprachbilder ab für ein Verhältnis, bei dem sich machttechnisch schon längst wieder alles geändert hat, denn es ist meistens der digitale Diener, der am längeren Hebel sitzt. Ganz in der Tradition der wild gewordenen Maschine

handelt der Server sehr viel eigenmächtiger, als der Mensch es geplant hatte, das zeigt die *Mediengeschichte einer Figur zwischen König und Klient* überzeugend. Aber wo bleibt das körperlich recht konkrete, kaum zu überschende Servicepersonal des 21. Jahrhunderts?

Wer einwendet, dass der Service auch in unserer Techno-Gegenwart nur zu einem Bruchteil von digitalen Maschinen erledigt wird – irgendwer deckt schließlich immer den Tisch und schraubt die Geräte zusammen –, erhält von medienwissenschaftlicher Seite eine Absage. Krajewskis Untersuchung des Dienens als Kulturtechnik entscheidet sich gegen die »gelegentlich eher konventionellen Thesen der Sozialgeschichte (Stichwort »Ausbeutung«).

Das Stichwort Ausbeutung – ohne Klammern und Anführungszeichen – lässt sich allerdings nicht so leicht abschütteln. Wer mit Hegel startet, kann von Marxens historisch nicht unerheblicher Knecht-Mobilisierung kaum schweigen, das ist die große Lücke dieser ansonsten fulminanten Dienermediengeschichte. Ein bisschen wirkt es so, als fürchte der Autor um seine fein gesponnenen Denkfiguren, als wolle er sie nicht mit allzu viel uneleganter Befreiungstheologie belasten.

»Befreien« ist aber nun mal ein entscheidendes Wort nach Hegel, und bei all der subtilen Subversion der »Indirekten« sieht es so aus, als seien die Verhältnisse ganz genau so, wie sie scheinen.



**Markus Krajewski:**  
**Der Diener**  
Mediengeschichte einer Figur zwischen König und Klient;  
S. Fischer,  
Frankfurt a. M.  
2010; 720 S.,  
24,95 €